

Anke Gebert · Petra Würth (Hrsg.)

Die Liebe ist ein wildes Tier

17 Kurzkrimis über verhängnisvolle Affären



ARS VIVENDI

Anke Gebert und
Petra Würth (Hrsg.)

Die Liebe ist ein wildes Tier

17 Kurzkrimis über verhängnisvolle Affären

ars vivendi

Inhalt

Anke Gebert und Petra Würth	
Vorwort	7
Tatjana Kruse	
Ein Badboy, fangfrisch, zum Mitnehmen	9
Bernhard Aichner	
Piuk	22
Jürgen Ehlers	
Kalkränder an den Weingläsern	41
Gunter Gerlach	
Unter Wasser	53
Anke Gebert	
SIE. Und er.	61
Marina Heib	
Das Schaf im Wolfspelz	69
Peter James	
12, BOLINBROKE AVENUE	
Aus dem Englischen von Gottfried Röckelein	85
Carmen Korn	
Die wilde Jagd	94

Norbert Horst	
Reparaturarbeiten an einem Freitagnachmittag	107
Gisa Klönne	
Fremde im Nebel	124
Marcel Feige	
Chefsache	135
Nina George	
Shopgirl	148
Ralf Kramp	
Liebesleid und späte Unordnung	162
Bernhard Lassahn	
Der berühmte blaue Regenmantel	173
Andreas Izquierdo	
Im Spiegel	186
Kurt Palm	
Verspekuliert	192
Petra Würth	
Frei sein	207
Die Autorinnen und Autoren	217

Vorwort

Was wäre das Leben ohne die Liebe? Ohne die Sehnsucht, die Leidenschaft, das Bangen und das Hoffen, ohne dieses Gefühl tiefsten Glücks? Doch mancher verliebt sich in das »falsche« Objekt der Begierde. Der Rausch der Hormone kann dann zum Verhängnis werden.

Was passiert, wenn ein Mann eine vermeintliche Mörderin begehrt? Oder eine Frau sich täuscht, wenn sie glaubt, ihre heimliche Affäre im Griff zu haben? Welche Konsequenzen hat es, wenn zwei Jungen für dasselbe Mädchen schwärmen? Und was geschieht, wenn eine Schwarze Witwe in einer Hotelbar aufkreuzt? Oder ein Shopgirl in einem Einkaufszentrum Sex anbietet?

»Die Liebe ist ein Wunder, das immer wieder möglich, das Böse eine Tatsache, die immer vorhanden ist«, stellte schon Friedrich Dürrenmatt fest. Und manchmal finden sie sich – die Liebe und das Böse. Wird aus brennender Leidenschaft abgrundtiefer Hass. Verkehrt sich das Gute in sein Gegenteil. Dabei kann das Böse sehr sexy sein. Die Faszination des Bad guy und der Femme fatale hat eine lange Tradition. In der Literatur, im Film und im Leben. Immer wieder greift die Fiktion auf ein Thema zurück, das die Realität nicht müde wird, mit neuen Geschichten zu befeuern. Doch ist das Böse immer männlich, der Ausgang immer grausam, die Liebe immer verloren? Oder steckt in all dem Unheil auch der Keim für einen Neuanfang, für die Erfüllung so mancher Sehnsucht, für den Glauben an das Gute?

17 renommierte Autorinnen und Autoren setzen sich in dieser Anthologie mit der dunklen Seite der Liebe auseinander – in Geschichten, die zuweilen erotisch oder komisch und in jedem Fall sehr spannend sind.

Gute Unterhaltung wünschen Ihnen

Anke Gebert und Petra Würth

Hamburg im Dezember 2012

Tatjana Kruse

Ein Badboy, fangfrisch, zum Mitnehmen

»Einen Gin Tonic, bitte. Mit Monkey.«

Wie locker mir das von den Lippen ging. Dem Barkeeper im Vorübergehen zugerufen, während ich mir den Mantel von den Schultern gweiten ließ und mich nach einem freien Platz umsah.

Es war noch gar nicht so lange her, da hätte ich minutenlang – ach was, Ewigkeiten! – in der Tür gestanden und mir überlegt, wo ich mich am besten hinsetzen könnte, um nicht a) bemitleidenswert einsam oder b) wie eine Nutte auf Freierschau zu wirken. Zumal in einer so piekfeinen Bar.

Die John Cranko Lounge des Stuttgarter *Schlossgartenhotels*. Eleganter konnte man den Abend nicht ausklingen lassen. Dort hinten rechts in der Ecke, noch hinter dem schwarzen Flügel, an dem gerade ein Schwarzer im roten Smoking *The Boy from Ipanema* spielte, umgeben von zwölf ihn anhimmelnden jungen Menschen, war das nicht Harald Schmidt? Und der Typ im Pyjama gleich links neben dem Eingang, das war doch Julian Schnabel? Früher hätte ich mich fehl am Platz gefühlt, hätte auf der Stelle eine Kehrtwende eingelegt, wäre auf mein Zimmer geeilt und hätte mich – nur durch das Minibar-Angebot alkoholisiert – durch das Spätprogramm gezappt, immer in Sorge, ob ich mit dem nächsten Klick womöglich auf dem Hotelpornokanal landen würde. Aber mittlerweile schreckten mich weder Ambiente noch Promi-Nasen. Alles eine Frage der Routine.

Ich entschied mich für einen Platz in der schwer einsehbaren Ecke hinten links, ließ mich auf das schwarze Echtleder nieder und wartete auf meinen Drink.

Wie sehr hatte ich mir stets gewünscht, als Schriftstellerin einmal so gefragt zu sein, dass kein großes Literaturfestival ohne meinen Auftritt auskam. Ich war mir sicher, das würde mir den absoluten Kick geben. Und ja, es gab mir jedes Mal wieder einen Kick, vor Hunderten von Menschen aufzutreten, im Licht der Scheinwerfer zu stehen, im Applaus förmlich zu baden.

Und dann kam man ins Hotel.

Das sagte einem vorher keiner. Wie tief der Sturz nach einem furiosen Auftritt war. Vom Licht ins Dunkel. Von den jubelnden Massen zum leeren Nullachtfuffzehn-Zimmer. Eben noch handlahm vom Schreiben unzähliger Autogramme und blind von den Blitzlichtern ebenso unzähliger Handykamas und dann ... nichts. Von hundert auf null in fünf Minuten Taxifahrt.

Dann saß man da. Allein. Zu spät, um zu Hause anzurufen. Die fremde Stadt ein unbekannter Moloch, in dem man ohne Begleitung zu so später Stunde nicht allein durch den Park joggen konnte, um wieder runterzukommen. Es gab Kollegen, die arbeiteten ihre Mails ab oder schrieben am nächsten Buch, ein dreifach Hoch auf den Erfinder des Laptops. Aber ich konnte das nicht.

Also gewöhnte ich mir an, die Bars der Hotels zu frequentieren, in denen mich die Veranstalter unterzubringen pflegten.

Nach der Lesung brachte ich die Bücher, aus denen ich gelesen hatte, auf mein Zimmer, zog mein extra für diesen Anlass erstandenes anthrazitfarbenes Alcantara-Kleid an (bloß keine Signalfarbe, ja nichts

Femme-fatale-Hautenges), ging – anfangs schüchtern, später zunehmend selbstsicher – in die Bar und bestellte einen Gin Tonic. In den einfacheren Häusern mit Gordon's, in den besseren Hotels mit Bombay Sapphire oder Monkey.

An meinem Schlummertrunk nuckelte ich dann eine gute halbe Stunde, manchmal länger, und weil ich eigentlich gar keinen Alkohol vertrug, war ich anschließend bettreif. Ziel erreicht.

So war es auch an diesem Abend geplant.

»Bitte sehr, gnädige Frau«, sagte der livrierte, sehr schmucke, sehr südländisch wirkende Barkeeper. Zum Drink gab es ein gemischtes Nüsse-Sortiment. Das ich nicht anrühren würde, mein Alcantara-Kleid saß jetzt schon einen Tick zu eng.

Ich sah mich um.

Es ging auf Mitternacht.

Pyjama-Schnabel machte sich gerade mit seiner Begleitung – zwei sehr dürre, zweifelsohne schwule Kulturschaffende – davon. Auch Schmidt und seine Runde bereiteten sich zum Aufbruch vor. Blieben noch ich und drei Männer in dunklen Anzügen. Es waren immer Männer in dunklen Anzügen. Man könnte an eine Weltverschwörung glauben, oder an die völlige Durchsetzung von Luxushotelbars durch die CIA oder Matrix-Bösewichte. Aber meiner Erfahrung nach waren es irgendwelche Wirtschaftsbosse, die den Abend fern der Familie als Freifahrschein für sündige Genüsse betrachteten, den Zehnerpack Kondome schon optimistisch in der Jackett-innentasche. Ekelhaft. Um diese brünftigen Romeos abzuschrecken, tat ich dann einfach so, als tippte ich der Liebe meines Lebens sehnsuchtsvolle Blutschwüre ins

Smartphone. Was ich aber nicht tat. Meistens spielte ich Memory oder Solitaire.

Aber an diesem Abend ...

Der schwarze Pianist musste ein Klon von Aschenputtel sein, denn mit dem letzten Schlag um Mitternacht löste er sich gewissermaßen in Luft auf. Statt seiner ertönten leise Jazzklänge vom Band. Zwei der drei Anzugträger zogen sich ebenfalls zurück. Der dritte blieb.

So fing es oft an.

In meinem unkaputtbaren Alcantara-Fummel – ein Stoff, den schon meine Großmutter wegen seiner kofferrfreundlichen Eigenschaften bevorzugt hatte – sah ich nun wirklich nicht aufreizend aus, aber der Letzte in der Bar kam recht zuverlässig und fast unweigerlich an meinen Tisch (wahlweise an meinen Platz an der Theke).

War das die Verzweiflung eines Schwaben, der das Geld für die Kondome nicht umsonst ausgegeben haben wollte? War es die Alkoholisierung, die den Männeraugen eine Laszivität vorgaukelte, die gar nicht vorhanden war?

Jedenfalls trat er an meinen Tisch.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Jung, sehr jung, eigentlich zu jung. Nur der Dreitagebart ließ ihn älter wirken. Schlank und durchtrainiert. Ein Kerl, der eigentlich in Outdoorklamotten in Richtung Südpol oder Äquator unterwegs sein müsste, stattdessen aber im Dreiteiler irgendwelchen Businessverpflichtungen nachkommen musste. Vielleicht war er ja tatsächlich ein Forscher, Eroberer, Entdecker? Hatte auf Heimaturlaub mit einem Stuttgarter Verlag den Deal für seine Autobiografie ausgehandelt? *Allein unter Kannibalen* oder *Am Pol dem Tod ins Auge geblickt*.

An Selbstbewusstsein mangelte es ihm jedenfalls nicht. Noch bevor ich etwas erwidern konnte, saß er schon neben mir, den Oberkörper leicht zu mir gebeugt. »Hm, Sie duften genauso gut, wie ich es mir von dort drüben gedacht hatte«, flüsterte er.

Unwillkürlich musste ich lächeln. Ich hatte mich nur umgezogen, nicht geduscht, wenn ich also nach etwas roch, dann nach Lampenfieber- und Scheinwerferschweiß und den Käsehäppchen der Künstlergarderobe.

Aber was soll ich sagen?

Mich reizte seine schöne Gestalt ...

Ich wollte herausfinden, ob er wirklich ein spannender Junge war, der Frauen eroberte wie den Amazonasdschungel oder die Kalahariwüste. Oder ob er doch nur ein langweiliger Nachwuchsbanker war, der an Hotelbars Frauen aufriss, weil das zur Initiation ins mittlere Management dazugehörte.

»Wie wäre es mit einem Glas Champagner zur Nacht?« Er hob eine Augenbraue und lächelte dezent zweideutig. Das war der internationale Code für »Wollen Sie, nach einer angemessenen Frist von 30 Minuten, mit mir schlafen?«

Die ersten Male – bei der Lit.Cologne und beim Münchner Literaturfest – hatte ich noch zum Champagner Ja, aber später zum Mann Nein gesagt. Böser Fehler. Der eine war nur stinksauer abgezogen, der andere hatte regelrecht angefangen, laut zu lamentieren. Solle noch einer die Weiber verstehen, alles falsche Schlangen und Cellulitezicken. Oder ähnlich unflätig. Dabei lag es nur am fehlenden Tiefgang der Männer, wenn Frauen unergründlich schienen, wie schon die Hepburn sagte. Katharine, nicht Audrey.

Vielleicht war dieser schnuffige Dreitagebartträger zu jung, um internationale Codes zu sprechen? Vielleicht fühlte er sich ebenso wie ich einfach nur allein in dieser Nacht und wollte mit einer Unbekannten ein Glas Schampus trinken.

Sein linker Zeigefinger fuhr – beiläufig, wie unabsichtlich – zart über meine Hand.

Wenn ich jetzt »Ja« sagte, ging ich einen Deal ein.

Ich zögerte kurz.

Es war unklug. Dieser Nacht war keine Zukunft beschieden. Es war eine Nacht, nach der man sich im Licht des Morgens fragte, welcher Teufel einen geritten hatte.

Aber zugegeben, seine Stimme ging mir durch und durch. Mochten andere Frauen sagen, die Augen oder die Hände eines Mannes gäben für sie den Ausschlag, bei mir war es die Stimme. Seine Klang recht reif für einen so jungen Mann.

Ich hätte nicht sollen, aber ich nickte.

Und lächelte.

»Zwei Glas Champagner«, rief er mit seiner sexy Stimme dem Barkeeper zu. »Ach was, bringen Sie uns eine Flasche. Vom Besten.«

Vom Besten?

Holla! Da wollte einer aber den starken Max spielen, oder? Konnte er sich das leisten? Ich betrachtete seinen Anzug. Definitiv maßgeschneidert. Dann die Schuhe. Oha. Die hatte ich in der letzten *Vogue* gesehen. Manhattan Richelieu aus gewachstem Krokodilleder von Louis Vuitton, erkenntlich am Logo im Absatz, für eine fünfstelligen Dollarsumme zu haben. Ich hatte noch gedacht, wer kauft sich so was, wenn er für das Geld den halben

indischen Subkontinent eine Woche lang ernähren könnte? Jetzt hatte ich meine Antwort.

Der Blick seiner samtbraunen Augen versenkte sich in mich.

Ich legte den Kopf schräg.

»Tamara«, sagte ich und streckte ihm die Hand entgegen.

»Patrick.« In der englischen Betonung.

Seine Hand war warm und trocken, und der Druck war genau richtig, nicht fischig, aber auch nicht so fest, dass er mir die Handknochen zermalmte, nur um mir zu beweisen, was für ein Kerl er war.

Der Barkeeper brachte uns einen Krug Grande Cuvée Brut, der bestimmt an die 200 Euro kostete.

Was würde mein Bartträger als Lohn für diese exorbitante Ausgabe erwarten? Fetischsex? Ein wenig SM für Anfänger? Irgendetwas Ausgefallenes musste es sein, sonst hätte er sich, trotz Spendierhosen, für den halb so teuren Roederer oder den Ruinart entschieden.

Der himmlische Sphärenklang des ploppenden Korkens ließ mich die Zukunft vergessen, es zählte nur das Jetzt und Hier.

Der Barkeeper, der das oder Ähnliches in seinem Berufsleben schon eine Million Mal gesehen haben musste, lächelte dennoch weder anzüglich noch höhnisch. Wir befanden uns eben in einem Luxusetablisement.

»Ihre Augen sind so blau wie der Himmel über Patagonien«, sagte Patrick, nachdem wir angestoßen und den ersten, herrlich prickelnden Schluck genommen hatten.

Ich lachte auf. Weil ich recht behalten hatte: Er war ein Abenteurer! Womöglich war es in dieser Sekunde um mich geschehen.

Als er seine Hand auf meine legte, entzog ich sie ihm nicht.

Während des zweiten Glases gab es den ersten Kuss. Ein angenehmer Kuss, wenn auch für meinen Geschmack einen Tick zu fordernd. Gleich mit Zunge. Das schmeckte eher nach feindlicher Invasion als nach einfühlbarer Erkundung der Eingeborenensitten. Doch kein sensibler Forschungsreisender, sondern ein martialischer Konquistador wie Pizarro?

»Was machst du so, wenn du nicht in Bars fremde Frauen mit Champagner beglückst?«, fragte ich ihn.

»Ach, dies und das. Aber fremde Frauen zu beglücken ist definitiv meine Lieblingsbeschäftigung.«

Ausweichen. Keinen Beruf, keinen Nachnamen nennen. Keine Visitenkarten austauschen. Keine googlebaren Details zur Person angeben. Nachtigall, ick hör dir trapsen ...

Ich kannte doch meine Pappenheimer. Das machten verheiratete Männer. Oder Männer, die etwas zu verbergen hatten. Womöglich war er zwar noch Single, arbeitete aber als Buchhalter oder Anwalt für das organisierte Verbrechen. Aber höchstwahrscheinlich war er einfach nur verheiratet und wollte nicht, dass ich – ähnlich wie eine Glenn Close bei Michael Douglas in *Eine verhängnisvolle Affäre* – in der Familienküche den Schoßhasen der Tochter zum angekockelten Sonntagsbraten umfunktionierte.

Patricks Hand arbeitete sich zu meinem Knie vor.

Und ich?

Ich ließ ihn gewähren.

Weil er gar so gut duftete. Was mochte das sein? Armani Code? Boss Orange? Grey Flannel? Er roch

maskulin und sinnlich und intensiv und allein seine Stimme zu hören und seinen Duft einzusatmen, reichte mir schon als Vorspiel.

»Sollen wir auf mein Zimmer gehen?«, fragte er nach dem nächsten Kuss.

Ich nickte nur. Ein wenig atemlos.

Den restlichen Champagner verteilten wir auf unsere Gläser.

Im rundum verspiegelten Aufzug sahen wir uns nur tief in die Augen, küsstes uns nicht, denn die Aufzüge in Luxushotels waren alle kameraüberwacht, und wir wollten beide nicht dem pornösen Entertainment des Nachtportiers dienen.

Im Flur des sechsten Stocks war das schon anders. Ein weiterer leidenschaftlicher, drängender Kuss mit Zunge. Dieses Mal störte es mich nicht.

Sein Zimmer war kein Zimmer, sondern eine Suite. In Altrosa und Beige gehalten, mit Aussichtsblick auf die Fontäne vor der Alten Oper und den Park. Die Beleuchtung im Raum war angenehm teintschmeichelnd.

Patrick hielt sich nicht lange mit Vorreden auf.

Die Zimmertür war noch nicht ganz geschlossen, da stand er quasi schon nackt vor mir.

Das war der heikelste Moment. Der Augenblick, in dem das Zünglein des Schicksals die Waagschale in die eine oder andere Richtung ausschlagen lassen konnte.

War er unter der teuren Hülle ein ungepflegter Klotz? Versteckte sich hinter dem charmanten Verhalten ein perverses Schwein?

Ich muss zugeben, einen solchen Adrenalinrausch hätte ich nicht erwartet. Ähnlich wie auf der Bühne, nur unmittelbarer. Mein Herz klopfte bis zum Hals. Mein

Atem wurde flacher und schneller. Angst, gemischt mit Erregung. Sollte es jemals einer schaffen, dieses Gefühl in Flaschen abzufüllen, der könnte sich eine goldene Nase damit verdienen. Es war süchtig machend.

Patrick war oben und in der Mitte buschig, aber sonst fast kindlich unbehaart. Er sah so süß aus, so unschuldig, dass sich all meine Befürchtungen zerstreuten. Für mich war er wie eine Trüffelpraline, die man sich am liebsten am Stück in den Mund schieben würde. Von wegen, Dramaturgie des Genusses – rein damit und gut.

Ich warf meine Handtasche neben das Bett und schälte mich aus meinem Alcantara-Großmutterkleid. Gott sei Dank hatte ich die gute Unterwäsche an, die mit dem Goldrand. Und halterlose Strümpfe. Keine Ahnung, warum Männer vor Begeisterung immer ausflippen, wenn zwischen Strumpf und Höschen noch ein Stück Fleisch zu sehen ist.

Bei Patrick war es nicht anders. Er ging in die Knie. »Nein, bleib so«, bat er, als ich meinen BH ausziehen wollte.

Mit fast religiöser Andacht rollte er mir erst den rechten, dann den linken Seidenstrumpf vom Bein. Anschließend küsste er jeden einzelnen meiner zehn Zehen ausgiebig und hingebungsvoll.

Also ein Fußfetischist.

Mein erster.

Auch gut.

Vorausgesetzt, es kam noch mehr als nur Füße küssen.

Irgendwann entzog ich mich ihm und stakste mit nassgeküssten Zehen in Richtung Bett.

Er hinterher – im Zustand höchster Erregung.

Auf dem Bett küsste und leckte und streichelte er sich langsam von den Füßen nach oben, in Richtung jener Körperteile, die traditionellerweise zu verzücktem Aufstöhnen führen sollten.

Verdammt, ich hätte mir schon vor Tagen die Beine epilieren sollen. Aber es schien ihn nicht zu stören. Oder er war zu sehr Gentleman, um sein Befremden zu äußern. Wiewohl ... wer so wie er an östrogenhaltiges Frischfleisch kam, nämlich durch Aufreißen in Hotelbars, der zeichnete sich im Allgemeinen nicht durch besondere Charaktergröße aus. Was hatte ich nicht schon alles erlebt: Nörgler, Besserwisser, Eiskunstlaufjuroren, die Abzüge in der B-Note verteilten, weil der Lack am kleinen Finger splitterte oder das Mascara schlierte.

Mir wurde zunehmend heißer. Ich stöhnte meine Lust heraus. Patrick stöhnte auch, laut und animalisch und dann ... rutschte er, kurz über den Knien angekommen, tatsächlich wieder tiefer, an den Knöcheln vorbei zu den Fersen, in die er sich regelrecht verbiss.

Ich hätte gern »Hallo, ich bin hier oben« gerufen, empfand das aber tendenziell als lusttötend. Was mich gleich darauf wieder ärgerte. Hier ging es ja nicht nur um *seine* Lust und *sein* Vergnügen. Wieso fühlte ich mich als Frau dafür verantwortlich, dass es ihm gut ging? Wo blieb ich?

Statt vieler Worte drehte ich mich einfach abrupt um und presste meine Lippen auf seinen Mund, um jeglichem Protest gleich mal die Luft zu nehmen. Dann fing ich an, mich nun meinerseits küssend, leckend und streichelnd an ihm nach unten zu bewegen.

Patrick wollte sich in meine Haare verkrallen, bekam aber meine Ohren zu fassen, und so konnte ich nicht

sagen, ob er meine Eigeninitiative lustvoll stöhnend oder mit Protestlauten quittierte. Ich machte einfach weiter, näherte mich konsequent jener Stelle der männlichen Anatomie, die – wie es immer hieß – die erogenste seiner Zonen war und die sich mir heiß und pochend entgegenreckte.

So weit war ich noch nie gekommen.

Normalerweise packte mich der Ekel schon viel früher. Schon, wenn die Kerle nackt vor mir standen. So ist es mit Pralinen ja auch. In der Packung lachen sie einen an, und man kann sie sich gar nicht schnell genug in den Mund schieben, aber schon im Moment, in dem die Praline die Zunge berührt, weiß man: Das ist ein Fehler. Es macht dick und gibt Flecken.

So war es mit Sex auch.

Zwischen Bauchnabel und erigierter Penisspitze hatte ich für heute genug.

Den aufsteigenden Würgereiz unterdrückend und während Patrick »Ist etwas?« rief, beugte ich mich seitlich über die Bettkante zu meiner Handtasche. Die Spritze war schon aufgezogen. Ich kam grundsätzlich vorbereitet. Und selbst stärkste Muskelpakete hatten im Rausch der Pheromone verlangsamt Reaktionszeiten. Bis die Kerle merkten, dass ich ihnen die Spritze angesetzt hatte, pulsierte deren Inhalt schon längst durch ihren Blutkreislauf. Es wirkte unmittelbar.

Mein Galan zuckte noch ein wenig. Seine Schreie dämpfte ich mit einem der zahlreichen Kissen.

Gleich darauf hauchte er seine Seele aus und war nunmehr eine leere Fleischhülle, aus der noch ein Stück Wurst herausragte. Das würde sich erst nach der Totenstarre geben.

Ich schoss ein Handyfoto von seinem bärtigen Gesicht und archivierte es im Instagram-App meines Smartphones unter »Patrick, Stuttgart«. Er war mein 21. Das feierte ich, indem ich die Reste aus seinem und meinem Champagnerglas zusammenschüttete und auf einen Zug austrank.

Ich war Krankenschwester, bevor ich Schriftstellerin wurde. Der Befund lautete ausnahmslos Herzinfarkt. Patrick war allerdings zu jung, da würde drei lang, drei breit Ursachenforschung betrieben. Seine Leiche würde ich verschwinden lassen müssen. Kein Thema, war bei »Henning, Hamburg« auch schon so gewesen. Mitsamt Klamotten die Treppe hinunter in die Tiefgarage und in den Kofferraum und ab damit zur nächstbesten, abseits liegenden Flussschleife und möglichst kleinteilig gekettensägt als Fischfutter in die Fluten verteilt. Deswegen ließ ich mich auch nie von Dicken abschleppen, weil ich die im Zweifel nicht allein in den Kofferraum bekam.

Bislang ist stets alles gut gegangen.

Und ich verbitte mir die Unterstellung, ich sei eine Schwarze Witwe. Schwarze Witwen töten nach der Paarung. Ich habe mich noch nie gepaart – ich bin immer noch Jungfrau!

Bernhard Aichner

Piuk

Alles an ihm war unscheinbar, sein Aussehen, seine Kleidung, seine Wohnung, sein Leben, alles. Er war einer, nach dem man sich nicht umdrehte, einer, den man übersah. Dass eine Frau sich für ihn interessieren konnte, lag nicht im Bereich des Vorstellbaren, an eine Beziehung zu glauben, hatte er aufgegeben. Er lebte allein, er schmierte sich jeden Morgen sein Butterbrot, mit der immer gleichen Marmelade. Er ging zur Arbeit und kam wieder zurück, er setzte sich auf seine Couch und schaute fern, jeden Freitag ging er zum Kegeln, er trank Bier mit seinen Freunden von der Tankstelle und war spätestens um Mitternacht wieder in seinem Bett.

Sein Name war Benjamin Piuk. Er war 41 Jahre alt und schlief immer noch in seinem Kinderzimmer. Seine Eltern waren gestorben, Geschwister hatte er nicht. Er hatte die Wohnung geerbt, an einen Umbau war nicht zu denken, das Geld fehlte. Die Einrichtung war aus den Siebzigern, die Vorhänge, die Böden, alles. Er kannte es nicht anders, die Wohnung war seine Heimat, hier war er groß geworden, nichts war ihm vertrauter. Sein Bett, seine Küche, der Tisch, an dem er Kakao trank vor 35 Jahren, die Badewanne, in der ihm seine Mama den Sommerdreck vom Hals wusch. Benjamin Piuk war zufrieden mit seinem Leben, auch wenn es langweilig war. Er kannte es nicht anders, die vertrauten Gewohnheiten bedeuteten Sicherheit, die vertrauten Pfade zu verlassen, war nicht vorstellbar.

Piuk. Er war Tankwart. Seit 17 Jahren an derselben Tankstelle, seit 17 Jahren pflichtbewusst in einem gelben Overall, freundlich, hilfsbereit. Tankstelle mit Bedienung. Darauf war Piuk stolz, er betonte immer wieder, wie wichtig der persönliche Kontakt zu den Kunden sei, Piuk bemühte sich, ein guter Tankwart zu sein. Wenn es notwendig war, schraubte er sogar an den Wagen herum, wechselte Reifen und Lämpchen, er putzte Scheiben, kontrollierte Ölstand und Reifendruck und wünschte schöne Tage. Alles war, wie es sein sollte. Bis vor acht Wochen. Da bekam das Vertraute plötzlich Risse, das Boot begann zu kentern. Langsam, still, unaufhaltsam.

Es begann mit dem Kopfweg. Von einem Tag auf den anderen war es einfach da, es kam schleichend nach dem Frühstück und ging erst wieder, nachdem er Tabletten zu sich genommen hatte. Heftiges Kopfweg, ein Pochen, ein Hämmern, ein Schmerz, den er so nicht kannte, unheilvoll, beängstigend. Piuk litt. Er machte den Geruch des Benzins dafür verantwortlich, nach so vielen Jahren glaubte er plötzlich daran, dass die Dämpfe, die ihn seit 17 Jahren begleiteteten, für sein Leid verantwortlich waren, dass sie ihn kaputtgemacht hatten. Dass sein Schicksal ihn bestrafte für seine Ignoranz. Piuk begann daran zu glauben, dass sein Leben ihn an einen Punkt geführt hatte, an dem es Zeit war, etwas zu ändern. Er spürte es, jeden Tag, das Pochen unter seiner Kopfhaut. Die Freundlichkeit verflog. Das Lächeln verschwand aus Piuks Gesicht, jeden unnötigen Kundenkontakt vermied er. Piuk verzweifelte, er begann den Benzingeruch zu hassen, seine Arbeit, die Tankstelle, seine Freunde, die ihm sagten, er sei ein Hypochonder. Wie sie da standen und Bier tranken, wie sie ihn auslachten. Wie unerträglich die Tage wurden.

Piuk ließ sich krankschreiben. Piuk in seiner Wohnung, der gelbe Overall am Haken. Piuk im Bett. Piuk hoffnungslos. Er wusste nicht mehr weiter, der Schmerz ging nicht weg, nur selten verließ Piuk das Haus, sein heiles Leben stürzte ein wie ein Kartenhaus. Ein Windstoß machte es kaputt. Einfach so, von heute auf morgen. Piuk spürte, dass etwas mit ihm passierte, dass es Zeit war, einen Schritt zu machen, einen großen Schritt. Er musste etwas verändern, alles, sein Leben, seine Tage, Piuk hatte keine andere Wahl mehr, es musste etwas passieren, das Pochen in seinem Kopf zwang ihn in die Knie.

Er überlegte tagelang, was er tun konnte, nichts fiel ihm ein, gar nichts. Da war lediglich dieser Lottoschein. Ein Tipp nur, ein verzweifelter Versuch, alles zu verändern, ein einmaliger Ausrutscher, ein kleiner, hoffnungsloser Moment in der Trafik. Piuk wollte kurz daran glauben, an einen Gewinn, an ein neues Leben, er wollte es einfach. Er machte sechs Kreuze und spuckte heimlich auf den Schein, bevor er ihn in die Hände der Trafikantin legte. Piuk betete sogar. Drei Vaterunser. Still und heimlich. Er drückte seine Daumen, er hoffte, er erwartete den Tag der Ziehung mit Spannung, alles in ihm war in Aufruhr, er hatte nichts zu tun sonst, die Aussicht auf einen Gewinn ließ ihn sein Kopfweh kurze Zeit vergessen, der Schmerz wurde nichtig und klein neben den Gewinnfantasien, Piuk wollte mit aller Gewalt daran glauben. An die sechs richtigen Zahlen auf seinem Schein. An ein Wunder. Es vertrieb ihm die Zeit.

Vier Tage nachdem er die Kreuzchen gemacht hatte, schrie er. Er saß vor dem Fernseher und kontrollierte es immer wieder. Die Zahlen, sein Schein, er war reich. Die

Kugeln fielen einfach, eine nach der anderen, das Glück hatte ihn geküsst, seine Gebete wurden erhört, alles, was er sich gewünscht hatte, ging in Erfüllung, es war irgendwie göttlich. Unfassbar, der Moment, in dem er begriff, in dem diese unsichtbare Fee seine Wünsche einfach erfüllte. Alles stellte sich auf den Kopf, Piuk war jetzt reich. Sehr reich. Es war wie im Märchen, er tanzte nackt durch seine Wohnung, er machte eine Flasche Wein auf und trank sie leer, er juchzte, die ganze Nacht lang versuchte er, sein Glück zu fassen. Die ganze nächste Woche lang. Bis das Schicksal erneut zuschlug.

Er bekam sein Geld, sein Konto wurde überschwemmt von Nullen, seiner langjährigen Bankberaterin stand der Mund offen. Der unscheinbare Piuk saß ihr gegenüber und bat sie, sich Gedanken zu machen. Über sein Geld, über die Zukunft. Piuk wollte es anlegen, er wollte nichts riskieren, er wollte nicht wie all jene enden, die der Größenwahn gepackt und gebeutelt hatte, Piuk wollte bescheiden bleiben, alles langsam angehen, er wollte nichts überstürzen, er wollte das gewonnene Geld so schnell wie möglich vermehren, er wollte sich absichern. Man weiß ja nie, sagte er. Wie recht Sie haben, sagte die freundliche Bankangestellte und gab ihm neben diversen Anlagetipps auch den Ratschlag, sich untersuchen zu lassen. Dass ein junger Mann wochenlang an Kopfweh leide, das sei unnatürlich, meinte sie. Ihr Bruder sei ein führender Neurologe, sagte sie, wenn Piuk wolle, könne sie einen Termin für ihn vereinbaren. Nur um sicherzugehen, meinte sie. Piuk war dankbar und stimmte zu.

Trotz des großen Glücks, das ihn geküsst hatte, war das Pochen in seinem Kopf nicht verschwunden. Im Gegenteil, es war schlimmer geworden, es beherrschte

seinen Alltag, es machte ihn verrückt, plagte ihn, Piuk begann, sich ernsthaft Sorgen zu machen, er verlor seine Freude. Dankbar, dass ihm endlich jemand den Grund für seine Schmerzen erklären würde, ging er zu dem Arzt, eine Koryphäe auf seinem Gebiet, ein Gott in Weiß, Piuks Retter, der Mann, der ihm sagen sollte, warum sein Glück durch dieses unaufhörliche Pochen getrübt wurde, warum es ihn seit Wochen verfolgte. Piuk war reich, aber verzweifelt. Er konnte seinen Gewinn gar nicht richtig genießen, er hatte von dem Geld noch nichts angerührt, es auszugeben, machte ihm kein Vergnügen, solange sein Kopf ihm im Weg stand. Dieser Arzt musste ihm helfen, ihn untersuchen, ihm sagen, was mit ihm war. Piuk legte sein Schicksal in seine Hände.

Drei Tage musste er auf die Ergebnisse warten. Sie hatten ihn von oben bis unten untersucht, sein Blut, seine Fitness, seine Organe, seinen Kopf. Sie hatten ihn in einer Röhre schmoren lassen, sie hatten seinen Kopf fotografiert, von innen, ihn in Scheiben geschnitten, sie schöpften alle Möglichkeiten aus, um herauszufinden, was mit ihm war. Über zwei Tage lang untersuchten sie ihn, sie wollten sichergehen, sagte der Arzt, seine Miene war angespannt. Auf Piuks Fragen antwortete er nicht, er wich aus, er wolle die Ergebnisse abwarten, sagte er. Mehr nicht. Nur Piuks Angst und irgendwelche Sprüche. Es wird schon nicht so schlimm sein. Noch kann man gar nichts mit Gewissheit sagen. Man kann alles operieren. Machen Sie sich keine Sorgen. Doch Piuk machte sich Sorgen.

Was passiert mit mir, dachte er. Er saß auf dem Besucherstuhl im Arbeitszimmer des Arztes, der ältere Herr ihm gegenüber, sein besorgtes Gesicht, seine

Stimme, die Worte, die nur langsam und verzögert zu Piuk kamen. Er verstand es nicht, was der Arzt zu sagen versuchte, er wollte es nicht verstehen, es nicht hören, nichts davon. Piuk wollte zurück in sein Kinderzimmer, er wollte sich in sein Bett legen und von seiner goldenen Zukunft träumen, er wollte endlich Pläne schmieden, er hatte sogar an einen Umbau gedacht, er wollte renovieren, sich vielleicht ein Boot kaufen, verreisen. Piuk wollte endlich leben. Nicht sterben. Er wollte, dass der Arzt damit aufhörte, dass er ihm etwas anderes sagte, dass er lachte, dass er ihm auf die Schulter klopfte und ihm sagte, dass er gesund war. Nur das wollte er. Er hätte alles dafür gegeben in diesem Moment, alles.

Sie müssten eigentlich schon tot sein, sagte der Arzt. Dass Sie noch leben, ist wie ein Wunder. Er legte Piuk die Hand auf die Schulter, er versuchte alles, um es ihm leichter zu machen, ihm verständlich zu machen, dass ein großer Tumor in seinem Kopf wuchs, dass er auf sein Gehirn drückte, und dass dieser Tumor dabei war, ihn umzubringen. Piuk. Er war wie gelähmt, er konnte sich nicht erklären, warum das Schicksal so grausam zu ihm sein sollte, warum ihm nur noch wenige Tage bleiben sollten. Vielleicht nur noch wenige Stunden. Piuk. Alles brach zusammen. Tränen kamen über seine Wangen, er konnte nichts tun, nichts sagen, er rührte sich nicht, saß nur da und hörte, wie der Arzt ihn zum Tode verurteilte. Wenige Tage nur noch. Nicht mehr als zwei Wochen. Weniger. Vielleicht nur noch Stunden.

Piuk stand auf der Straße vor der Klinik und fragte sich, wohin er sollte. Was er tun sollte, was er noch anfangen sollte mit seinem Leben, mit all seinem Geld. Immer noch standen ihm Tränen in den Augen, Verzweiflung,

Todesangst, Panik. Piuk ging einfach. Die Straße entlang, ohne Ziel, einfach so geradeaus, irgendwohin. Egal wohin. Keine Richtung war die richtige, nirgendwo gab es eine Zukunft für ihn, nicht in seiner Wohnung, nicht unter seiner Bettdecke, nirgendwo. Piuk versuchte zu begreifen, dass es zu Ende war, sein Leben, alles. Er versuchte es, er schaute den vorbeifahrenden Autos nach, er schaute die Menschen an, die ihm entgegenkamen, alles war so wie immer. Alles ging seinen Gang, so wie seine Füße, ein Bein vor das andere, immer weiter, bis sie irgendwann einfach aufhören würden zu gehen, einfach stehen bleiben, sich hinlegten, sich nicht mehr rührten, still sein würden. Er würde einfach umfallen, das Pochen in seinem Kopf würde ihn umbringen, ihn niederstrecken, er würde einfach liegen bleiben, mitten auf der Straße. Piuk. Tot in fünf Tagen. In drei. Piuk. Und die Tränen, wie sie nach unten fielen. Wie sie am Asphalt aufschlugen. Und wie er schrie, wie alles in ihm laut war. Wie er innerlich begann zu sterben.

Über zwei Stunden ging er einfach, dann verschwand er in der Bar. Am helllichten Tag setzte er sich an den Tresen und bestellte Bier und Schnaps. Alles entglitt ihm. Niemals wäre Piuk sonst auf die Idee gekommen, sich an einem Nachmittag zu betrinken, vorsätzlich. Piuk hätte sich geschämt, er hätte sich nicht wohlgeföhlt, er trank nur freitags, er hatte zu große Angst, den Überblick zu verlieren, die Fäden nicht mehr richtig in den Händen zu halten, Piuk hasste Überraschungen, er brauchte Sicherheit, der gewohnte Gang der Dinge war ihm heilig. Piuks Leben war wie eine Uhr. Eine Uhr, die plötzlich kaputtgegangen war. Die Zeiger drehten sich nicht mehr weiter, sie standen bedrohlich still. Deshalb trank er. Den

Schnaps, dann das Bier, dann bestellte er noch einmal. Und dann noch einmal. Die Frau, die neben ihm saß, bemerkte er erst, als sie ihn ansprach.

Schön war sie. Wunderschön. Eigentlich viel zu schön für ihn, für dieses Lokal, sie war eine Blume in der Wüste, warum sie sich neben ihm gesetzt hatte, verstand er nicht. Er starrte sie nur an, ihren Mund, er hörte, was sie sagte, er sah ihre Haut, das Sommerkleid, sie schwitzte. Piuk spürte den Alkohol, Piuk begann sich zu unterhalten mit ihr. Eine fremde Frau, Schnaps in seinem Mund, der Tumor in seinem Kopf. Nichts war mehr wie vorher, er wollte aufstehen und gehen, doch er blieb. Irgendwie war es so, als wollte Piuk einfach aussteigen, einfach aus dem Bild fallen, er wollte in der schummrigen Kneipe einfach verloren gehen, vergessen werden, er wollte dem Schicksal entgehen, er wollte es betrügen, es hintergehen. Er unterhielt sich mit dieser Frau, er wischte sich seine Tränen aus den Augen und sprach mit ihr. Über belanglose Dinge, nicht über das Pochen in seinem Kopf, nicht über sein Sterben. Piuk trank einfach weiter, es war so, als wäre er aus einem Flugzeug gestürzt, als würde er fallen, als würde er im nächsten Moment am Boden aufschlagen. Sie lächelte ihn an, während er fiel.

Seine Worte, ihre Worte. Ihre Locken, ihr Gesicht, ihr Lachen. Sie wollte ihn aufmuntern, sie hatte seine Tränen gesehen, sie wollte für ihn da sein. Einfach so, weil sie neben ihm saß und alleine war. Nein, ich habe nichts Besseres zu tun, sagte sie. Zu zweit ist alles schöner, sagte sie. Hör auf, nach dem Warum zu fragen, sagte sie. Dann nahm sie dem Kellner die Schnapsflasche aus der Hand und füllte Piuks Glas. Danke, sagte er und versuchte zu lächeln.

Die Autorinnen und Autoren

Bernhard Aichner, geboren 1972, lebt als Schriftsteller und Fotograf in Innsbruck. Er erhielt mehrere Literaturpreise und -stipendien und verfasste zahlreiche Theaterstücke, Hörspiele sowie Beiträge für Zeitschriften und Anthologien. 2010 erschien mit *Die Schöne und der Tod* der erste seiner drei Max Broll-Krimis, ein Jahr später *Für immer tot* und 2012 *Leichenspiele*. Zuletzt veröffentlichte er den Roman *Nur Blau*.
www.bernhard-aichner.at

Jürgen Ehlers, geboren 1948, arbeitet als Geologe. Ehlers lebt mit seiner Familie mitten im Wald, unweit von Hamburg. Wegen des sehr harten Grundwassers gibt es dort leicht Kalkränder an den Weingläsern, aber er nimmt es klaglos hin. Seine Kurzgeschichte *Weltspartag in Hamminkeln* wurde mit dem Friedrich-Glauser-Preis ausgezeichnet, eine andere gewann den Krefelder Kurzkrimipreis. Ehlers ist Mitglied im Syndikat und in der englischen Crime Writers' Association. Er hat bisher sechs Kriminalromane und sehr viele Kurzkrimis veröffentlicht.
www.juergen-ehlers.com

Marcel Feige, geboren 1971, lebt als Schriftsteller in Berlin. Nach über 30 Sachbüchern, darunter die Biografien über die Hamburger Kiez-Ikone Tattoo-Theo, die Punk-Diva Nina Hagen, den Rap-Rüpel Sido und die Grunge-Ikone Kurt Cobain, schreibt er seit 2005 überwiegend Krimis & Thriller.

Zuletzt von ihm erschienen sind *Kalte Haut* sowie unter dem Pseudonym Martin Krist *Die Mädchenwiese*.
www.marcel-feige.de

Anke Gebert studierte am Deutschen Institut für Literatur in Leipzig. Sie arbeitete in verschiedenen Berufen, bevor sie in Hamburg an der Media School Film ein Drehbuch-Studium absolvierte.

Seit einigen Jahren ist sie freie Autorin von Romanen und erzählenden Sachbüchern und gibt Seminare für Kreatives Schreiben. Zu ihren bekanntesten Büchern zählen der Roman *Die Summe der Stunden*, die Biografie *Die Strafverteidigerin – Leonore Gottschalk-Solger, Erinnerungen* und der Kriminalroman *Das Treiben*. 2012 erschien ihr Travemünde-Krimi *Sturz in den Tod*.

www.ankegebert.de

Nina George, geboren 1973 in Bielefeld, ist Schriftstellerin, Journalistin und Restauranttesterin. Sie schreibt Krimis, Romane (*Die Mondspielerin* war Gewinnerin der DeLiA 2011, dem Literaturpreis für den besten deutschsprachigen Liebesroman), Sachbücher, literarische Reiseführer (*Verliebt in Hamburg: Ein Stadtverführer*) und Erzählungen. Ihre Kurzgeschichte *Das Spiel ihres Lebens* gewann 2012 den renommierten Friedrich-Glauser-Preis. George arbeitet seit 1992 als freie Reporterin für Zeitschriften und Zeitungen, wie zum Beispiel für das *Hamburger Abendblatt*.

Ihr Pseudonym Anne West gilt als erfolgreichste Erotikautorin Deutschlands. George gründete 2011 die Initiative JA zum Urheberrecht. Sie lebt im Hamburger Grindelviertel.

www.ninageorge.de

Gunter Gerlach wohnt in Hamburg mit dem Blick über die Dächer St. Paulis. Er ist Miterfinder des Hamburger Dogmas und Veranstalter der wöchentlichen Musik- und Literatur-Quickies. Er veröffentlichte Romane und Krimis und erhielt mehrere Literaturpreise, unter anderem den Deutschen Krimipreis sowie den Friedrich-Glauser-Preis für Kurzgeschichten. Zuletzt erschien von ihm ein Krimi über einen Krimiautor: *Frauen von Brücken werfen*. www.gunter-gerlach.de

Marina Heib wurde in St. Ingbert im Saarland geboren. Nach ihrem Studium der Orientalistik und Philosophie emigrierte sie 1988 nach Hamburg, wo sie als Journalistin für mehrere Publikumszeitschriften tätig war. Seit 1998 verdient sie sich ihren Lebensunterhalt als Drehbuchautorin fürs Fernsehen. Von Marina Heib sind bislang fünf Kriminalromane (*Der Bestatter; Eisblut; Tödliches Ritual, Puppenspiele, Parasiten*) und einige Kurzgeschichten erschienen. www.marinaheib.de

Norbert Horst, geboren 1956 in Bad Oeynhausen. Nach der Schule trat er in den Dienst der Polizei NRW und arbeitete hier in unterschiedlichen Bereichen, auch in zahlreichen Mord- und Ermittlungskommissionen und der Wirtschaftskriminalität. Nach langen Jahren als Verhaltenstrainer in Münster ist er heute im Bereich Öffentlichkeitsarbeit/Presse bei der Polizei in Bielefeld tätig. Er lebt mit seiner Familie in Ostwestfalen. Nach ersten Songtexten in den Siebzigern und verschiedenen Veröffentlichungen in Anthologien erhielt der erste Roman *Leichensache* 2004 den Friedrich-Glauser-Preis in der Sparte

Debüt und *Todesmuster* 2006 den Deutschen Krimi Preis.
www.norbert-horst.de

Andreas Izquierdo wurde am 9.8.1968 in Euskirchen als Sohn eines deutschen Ingenieurs und einer spanischen Krankenschwester geboren. Sein Roman *König von Albanien* wurde mit dem Sir-Walter-Scott-Preis in Gold für den besten historischen Roman 2008 ausgezeichnet. *Apocalypsia* gewann 2010 den Lovelybooks-Leserpreis in Silber und war Buch des Jahres bei Vorablesen.de. Andreas Izquierdo lebt als Drehbuch-autor in Köln.
www.izquierdo.de

Peter James ist Schriftsteller und Filmproduzent. Er war lange Jahre in den USA als Drehbuchautor tätig und produzierte dort zahlreiche Filme. Seit er wieder in England lebt, hat er sich vorrangig dem Schreiben gewidmet. Seine Thriller-Serie mit Detective Superintendent Roy Grace ist mittlerweile in 33 Sprachen übersetzt worden. Der Autor lebt im Londoner Stadtteil Notting Hill und in seinem Landhaus in Sussex.
www.peterjames.com

Gisa Klönne, 1964 geboren, studierte Anglistik und arbeitete als Journalistin. Ihre von Lesern und Presse gefeierte Erfolgsserie um Kommissarin Judith Krieger wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Außerdem veröffentlichte sie zahlreiche Kurzgeschichten und ist Herausgeberin zweier Krimi-Anthologien. Für ihr Werk wurde Gisa Klönne mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Friedrich-Glauser-Preis 2009 für ihren Kriminalroman *Nacht ohne Schatten*. Die Kriminalpolizei Bonn

ernannte sie zur Ehrenkommissarin. Gisa Klönne lebt in Köln. Im Frühjahr 2013 erscheint ihr Roman *Das Lied der Stare nach dem Frost*. Kein Krimi diesmal, sondern ein Familienroman.

www.gisa-kloenne.de

Carmen Korn arbeitete als Redakteurin beim *Stern*, bevor ihr Roman *Thea und Nat* erschien, der mit Corinna Harfouch und Helmut Berger verfilmt wurde. Es folgten weitere Romane und Erzählungen. Für die Kriminalerzählung *Der Tod in Harvestehude* bekam sie 1999 den Marlowe, für *Unter Partisanen* im Jahr 2004 den Friedrich-Glauser-Preis für die beste Kriminalgeschichte. Der Kriminalroman *Katzenfreundin* erschien 2009. Im selben Jahr kam *Herzensjunge*, ein Roman für Frauen ab zwölf. *Tod eines Politikers*, der zweite Band der Verlichte-Reihe, erschien in einer neuen Edition im Herbst 2010. Der Thriller *Vorstadtprinzessin* ist seit dem 19. September 2011 auf dem Markt.

Carmen Korn lebt mit ihrer Familie in Hamburg.

Ralf Kramp, geboren 1963, lebt in der Eifel. Seit 1996 erschienen elf Kriminalromane, eine Unmenge schwarzhumoriger Kurzkrimis, eine mehrbändige Kinderkrimireihe und diverse andere Buchveröffentlichungen. Im Jahr 2002 erhielt er den Kulturpreis des Kreises Euskirchen. Er führt mit seiner Frau Monika in Hillesheim das Kriminalhaus, welches das Deutsche Krimi-Archiv mit 26.000 Bänden, das *Café Sherlock* und die Buchhandlung Lesezeichen unter einem Dach versammelt.

www.ralfkramp.de und www.kriminalhaus.de

Tatjana Kruse, Jahrgangsgewächs aus süddeutscher Hanglage mit Migrationshintergrund (Vater Schweizer, Mutter Friesin), arbeitet lustvoll als freie Schriftstellerin von Kriminalromanen (wie derzeit die Kommissar Seiferheld-Reihe bei Droemer Knaur) und ist auf ihren Lese-reisen oft Gin Tonic trinkend in Hotelbars anzutreffen. www.tatjanakruse.de

Bernhard Lassahn lebt in Berlin und sitzt bei gutem Wetter mit seinem Laptop auf dem Balkon. Für große Leser schrieb er u. a. *Land mit lila Kühen* und *Auf dem schwarzen Schiff*; für die kleinen Leser *Geschichten von Käpt'n Blaubär* und *Der Schatz der Bananenbieger*. Zuletzt ist das Buch vom *Turm der Lieder und Lügen* erschienen. Er schreibt für die Blogs *Achse des Guten* und *Cuncti* und tritt in Berlin regelmäßig bei den Dienstagspropheten auf. Er ist Mitglied im P.E.N. www.bernhard-lassahn.de

Kurt Palm, geboren 1955 in Vöcklabruck, studierte Germanistik und Publizistik in Salzburg, welches er mit dem Dr. phil. abschloss. Seit 1983 ist er als Autor und Regisseur tätig. Er schrieb Bücher über Brecht, Stifter, Joyce, Mozart, Fußball und Palmsamstage, drehte einige Kinofilme und inszenierte zahlreiche Opern und Theaterstücke im In- und Ausland.

Falls Kurt Palm nicht auf Reisen ist, lebt er in Wien und Litzlberg am Attersee. Für *Bad Fucking* erhielt er den Friedrich-Glauser-Preis 2011 für den besten deutschsprachigen Krimi. www.palmfiction.net

Petra Würth hat Betriebswirtschaft studiert und war viele Jahre in der Werbung tätig. 1998 erschien ihr Debüt *Unter Strom – Pia Petrys erster Fall*. Weitere Fälle der Hamburger Privatdetektivin folgten: *Frau aus Glas*, *Rache ist giftig* und *Blond ist der Tod*.

Parallel dazu schrieb Petra Würth zusammen mit dem Schriftsteller Jürgen Kehrer die beiden Romane *Blutmond* und *Todeszauber*, in denen Pia Petry auf den aus dem ZDF bekannten Münsteraner Privatdetektiv Georg Wilsberg trifft. *Blutmond* wurde für den renommierten Friedrich-Glauser-Preis nominiert.

www.petra-wuerth.de

Originalausgabe

1. Auflage Januar 2013
© 2013 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Stephan Naguschewski
Satz: Christine Richert, www.typoholica.de
Umschlaggestaltung: ars vivendi verlag unter
Verwendung einer Fotografie von plainpicture/wildcard
Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-200-6

Liebe, die den Tod bringt

Die Liebe ist eine Himmelsmacht – aber auch Todesursache Nr. 1 unter den nicht natürlichen Sterbefällen. So haben sich renommierte Autoren daran gewagt, gefährliche Liebschaften in den unterschiedlichsten Spielarten auszuloten – mit 17 packenden Kriminalgeschichten, in denen Herz sich final auf Schmerz reimt. Spannend. Klug. Und mörderisch erotisch ...

Mit Beiträgen von **Bernhard Aichner** · Jürgen Ehlers · **Marcel Feige** · Anke Gebert · **Nina George** · Gunter Gerlach · **Marina Heib** · Norbert Horst · **Andreas Izquierdo** · Peter James · **Gisa Klönne** · Carmen Korn · **Ralf Kramp** · Tatjana Kruse · **Bernhard Lassahn** · Kurt Palm · **Petra Würth**

ars vivendi

Krimi 

ISBN 978-3-86913-200-6



9 783869 132006

www.arsvivendi.com